Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

37 (13.2.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Finanznöte von ehemals

Finanznöte hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie sind keine Erfindung der heutigen Zeit. Und wenn das auch ein geringer Trost ist für uns, die wir besonders schwer darunter zu leiden haben, so ist doch die Erkenntnis wertvoll, daß auch unter den so oft gerühmten monarchischen und feudalistischen Systemen die Sorge um den Staatsschatz keine unwesentliche Rolle spielte und oftmals zu Mitteln greifen ließ, die für heutige Begriffe so abstoßend sind, daß selbst der abgebrühteste Diktator nicht mehr wagen würde, sie anzuwenden.

Der Verkauf von Landeskindern als Kanonenfutter für Amerika ist ja ohnehin oft geschildert worden. Heute wollen wir uns darauf beschränken, den Zusammenhang von Verschwendungssucht der ehemaligen Machthaber und den Verpfändungen von Steuereinnahmen, von Glaubensbekenntnissen und politischer Gefolgschaft aufzuzeigen. Einen jener brandenburgischen Joachime, die politische, konfessionelle und wirtschaftliche Dinge durcheinander möchten, hatte seine Maitresse vollständig ruiniert. Gegen Zahlung von zweihunderttausend Talern verpfändete er seine persönliche Ehre. Er ließ sich seine Kurstimme abkaufen und gab sein Wort, bei der Kaiserkürung die Wahl der französischen Königs zum deutschen Kaiser zu betreiben. Auch Friedrich Wilhelm, unter dem Namen der „Große Kurfürst" bekannt, paktierte für eine klingende Subvention mit dem Franzosenkönig. Zur Deckung seiner großen Aufwendungen nahm er von Ludwig XIV. Hilfsgelder an. Er verpflichtete sich dagegen, Frankreich gegen die Angriffe seiner Feinde beizustehen. Dieser Vertrag stammt aus dem Jahre 1684. Der „Feind" war das Heilige Römische Reich deutscher Nation!

Die Wirtschaftsnöte der alten Zeit entsprangen nicht so oft der Politik und den internationalen Beziehungen. Sie waren viel öfter künstlich herbeigeführt, die Folgeerscheinung einer übertriebenen Prunkentfaltung und eines höfischen Glanzes, der den Landesherrn eines kleinen Ländchens darüber hinwegtäuschen sollte, daß seine Macht nur von beschränkter Bedeutung war. Die Großen suchten einander an Pompentfaltung zu übertreffen. Einer, der es allen voran tat, der seine Herrschaft weitete, aber trotz aller Einkünfte schließlich doch seinen Staat in finanzielle Schwierigkeiten brachte, war der berühmte August der Starke in Sachsen. Nachdem er zehn Millionen polnische Gulden für die Erlangung der polnischen Königskrone bezahlt hatte, entwickelte er, als seine Absichten zu scheitern drohten, an seinem Dresdener Hofe einen unerhörten Glanz, um damit die polnischen Großen für sich zu gewinnen. Während Teuerung im Lande herrschte und im Erzgebirge eine Hungersnot ausgebrochen war, fand im Jahre 1719 in Dresden ein Fest statt, das vier Millionen kostete. Es war dies die Hochzeit des Sohnes August des Starken, des späteren Kurfürsten August III. von Sachsen und Königs von Polen, mit der österreichischen Prinzessin Maria Josepha. Ein Augenzeuge gibt den folgenden Bericht von diesem verschwenderischen Feste: „Die Prinzessin kam von Pirna auf dem Pracht- und Admiralschiff, dem Bucentaurus, auf der Elbe angefahren. Hundert reich vergoldete Gondeln, fünfzehn Fregaten von 6 bis 12 Kanonen begleiteten sie. Selbst die Schiffsknechte gingen in gelbem Atlas und weißseidenen Strümpfen. Der König, dessen Kleidung mit Juwelen für zwei Millionen Taler bedeckt war, empfing sie vor der Stadt. Alles strotzte vor Gold und Silber". Dieses Fest, das vier Millionen Taler verschlang, wollte kein Ende nehmen. „Italienische Opern und französische Komödien," so heißt es in einem Berichte weiter, „Tierhetzen, Land- und Wasserjagden, Turniere zu Fuß und zu Roß von Herren und Damen bei Sonnen- und Fackelschein, Ringrennen, Lustschießen, ein Jahrmarkt mit lauter Masken ausländischer Nationen, Illuminationen, Revuen und Paraden, Bauernwirtschaften, in denen der König den Wirt machte und die Hausknechte und Mägde der Hofgesellschaft angehörten, ein Saturnfest, ein Türkenfest, ein Venusfest und vieles andere mehr drängten einander."

Um alle diese verschwenderischen Ausgaben zu finanzieren, wurde aus dem Volke der letzte Pfennig herausgepreßt. Gaukler und Goldmacher, die schon damals Geldhungrige auszubeuten wußten, höfische Günstlinge, Kurtisanen und uneheliche Fürstenkinder verschlangen Unsummen. Von den zahllosen Maitressen August des Starken — die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs II. Schwester, rechnet ihm siebenhundert Frauen und dreihundertvierundfünfzig uneheliche Kinder nach — erhielt allein die Gräfin von Cosel, die ihm den Grafen Rutowski gebar, im Laufe der Zeit 20 Millionen Taler. Nicht geringer war das, was die berüchtigte Favoritin, die Gräfin Aurora von Königsmarck, die ihn mit dem berühmten Sohne Moritz Graf von Sachsen beschenkte, für sich in Anspruch nahm. Unter August III., der mit der prahlerischen Prunksucht fortfuhr, erlangte ein Günstling die mächtigste Stellung im Lande: Reichsgraf von Brühl, der allein für sich einen Hofstaat von zweihundert Bedienten, dreißig Köchen, zwölf Pagen und zahllosen Hausbeamten hielt. Von diesem Brühl erzählt die Chronik, daß er jedes Kleidungsstück nur einmal benutzte, und daß seine Tafel täglich mit hundert verschiedenen Schüsseln besetzt war. Da die Landesschatulle immer neue Gelder brauchte, um all diesen Aufwand zu decken, baute Brühl ein strenges Steuersystem auf, das sieben Millionen Taler im Jahre erbrachte, die zwar für den verschwenderischen Luxus nicht hin und her reichten, dafür jedoch die Einwohner des Landes in das größte Elend brachten. Während Land- und Staatsverwaltung verfielen, ließ August III. seinen Ministern in allen Dingen freie Hand und verlangte nur, daß die Hofkassen stets neu nachgefüllt wurden. Diese sächsischen Fürsten schreckten, als die finanzielle Not immer höher stieg, auch nicht davor zurück, zur Deckung ihres lasterhaften Aufwandes die alten Stammlande des Hauses Wettin, welche die Gräber der älteren Fürsten von Sachsen enthielten, mitsamt ihren Untertanen an Brandenburg zu verkaufen. Sie verschleuderten und verschacherten in gleicher Weise weitere Gebietsteile an andere deutsche Fürsten.

Wenn man die Riesenliste der höfischen Kurtisanen durchliest, so findet man wahllos durcheinander deutsche und ausländische Namen, bürgerliche und adlige, sächsische und phantastisch exotische. Hier steht eine Fürstin Labomirska neben einem Fräulein Lambert, eine Maria Fatime neben der französischen Tänzerin du Parc, eine Gräfin Esterle neben einer Gräfin Orselska. Wer zählt die Völker, nennt die Namen!

Inzwischen saugte Brühl mit Hilfe seiner Kreaturen das Letzte aus den Steuerpflichtigen heraus und trieb mit den Steuerscheinen schreiendsten Mißbrauch. Selbst die schwere Not der Gegenwart verblaßt gegenüber diesen willkürlichen Ungerechtigkeiten, mit denen Staatsgut für unproduktive Zwecke in den kleinen Feudalstaaten Deutschlands verschleudert wurde. Die „gute alte Zeit" ist nicht umsonst zugrunde gegangen. Sie mußte zugrunde gehen, weil die Völker schließlich zur Selbstbesinnung, zu eigenem Urteil und eigener Verantwortung erwachten.

Hermann Walden.

Fiasko der Nazi-Volksbühne

Herr Dr. Goebbels hatte zu Beginn dieser Spielzeit mit tönenden Worten für seine „Nationalsozialistische Volksbühne", eine Kopie der „Freien Volksbühne", geworben. Dieses Institut ist nicht neu. Es existierte schon in früheren Jahren und diente hauptsächlich dazu, das dramatische Produkt des Berliner Gauleiters, den „Wanderer" aufzuführen. Jetzt ist man dazu übergegangen, in Berlin an vier Abenden im Monat Werke, die der Propaganda für das Dritte Reich dienen sollen, darzustellen. Das fing schon recht mäßig mit den „Räubern" an, die antisemitisch umfrisiert wurden. Es folgten ein Schmähstück gegen die Revolution von 1918, „Soldatenrat", und „Giftgas" mit einer Spitze gegen das internationale jüdische Kapital. Als viertes Stück ist „Klaus von Bismarck" in Szene gegangen.

Waren schon früher die Kritiken selbst der sonst so wohlwollenden Hugenbergpresse ziemlich ablehnend, so haut das Blatt, das Dr. Goebbels zu seinen Mitarbeitern rechnet und Adolf Hitler seine Spalten zu einem schwungvollen Weihnachtsartikel geöffnet hatte, die Deutsche Zeitung, diese neueste dramatische Leistung gründlich in die Pfanne. Sie schreibt nämlich:

„Ein Stück, das im Stil des alten Hoftheaters liegt, wobei nur zu bemerken ist, daß das einstige Hoftheater wirkliche Kunst darstellte gegen diese Unzulänglichkeit, Lächerlichkeit und Erbarmungswürdigkeit der Aufführung in der Klosterstraße . . . Statt sich unter den jungen Schauspielern Kräfte zu suchen, die modern zu sprechen gewohnt sind und nach politischem Ausdruck suchen, verfällt sie dem alten Mimenstil: Augenrollen, Kostümposen, Tenorgebärden . . . . Alle Schauspieler dieses Stückes sprechen falsch, verlogen, dabei gewöhnlich, alle Bewegungen sind dilettantisch, kindisch, jeder Ausdruck ist unnatürlich und schülerhaft.

Wir haben gehofft, daß sich die NS-Bühne politisch durchsetzt, daß sie kämpft, daß sie eine geschlossene Linie sucht. Dieser Abend ist eine so große Enttäuschung, daß alle positiven Leistungen wieder auf den Nullpunkt zurückgeworfen werden, wo es heißt, ganz von vorne anfangen. Das kleinbürgerliche Publikum der NS.-Bühne, auf das vielleicht diese Aufführung gemünzt war, blieb lustlos und ungerührt. Der Spielleiter Robert Rhode stellt eine völlig falsche Berechnung an, wenn er diesem Publikum ein sogenanntes patriotisches Volksstück bieten zu müssen glaubt."

Das läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Selbst das Goebbels-Blatt, der Angriff, rückt mit einigen verlegenen Redensarten von diesem Machwerk und seiner kongenialen Aufführung ab. Otto Straßer aber bemerkt in seinem Blatt „Die deutsche Revolution", Nr. 3:

„Es war Zeitverschwendung und eine Ueberflüssigkeit, diesem Theater, das nichts mit Kunst zu tun hat, sondern höchstens mit Mussreaktion, beizuwohnen."

Optimistische Betrachtung über Pessimismus

In Berlin wurde eine Beratungsstelle für Selbstmordkandidaten aufgemacht. Es gibt jetzt u. a. Beratungsstellen für Geschlechtskranke, Jugendliche, Entstellte, Kinderreiche und Verlobte. Verlobte haben in der Regel genügend Zeit, über ihren verhängnisvollen Schritt nachzudenken — Selbstmörder weniger. Sie handeln im Affekt und sind gutem Rat unzugänglich (womit von den Verlobten nicht das Gegenteil behauptet werden soll). Immerhin: wer zur festgesetzten Sprechstunde einer Beratungsstelle aufsuchen kann, wird kaum ins Wasser springen. Wenn diese Fürsorgeeinrichtung praktisch wirksam werden wollte, müßte sie ähnlich dem Ueberfallkommando beweglich sein — auf Anruf in Wohnungen und Wäldern, auf Brücken und Bahnhöfen erscheinen. Wohin indes sollen die Unglücklichen sich wenden, die nicht nur selbstmörderisch, sondern auch geschlechtskrank oder jugendlich oder entstellt oder verlobt oder gar alles zugleich sind? In diesem Fall steht zu befürchten, daß die Schwierigkeiten der Wahl zu weiteren seelischen Störungen Anlaß gibt.

Man hat in Berlin auch einen Verein zur Bekämpfung der Selbstmorde gegründet. Mit diesem Verein verhält es sich wie mit dem Völkerbund: auch der Völkerbund kann nicht verhüten, weder daß die Völker andere, noch daß sie sich selbst morden. Die Reichstagswahl vom 14. September war nichts anderes als ein Selbstmordversuch. Inwieweit es gelungen ist, werden spätere Folgen zeigen. Feststeht, daß die Selbstmordpsychose nicht nur die Individuen, sondern auch das Volk als Ganzes erfaßt hat — und vielleicht ist diese „völkische" Selbstmordpsychose die primäre.

Ein Ausschnitt aus der täglichen Chronik der Zeitungen: „In einem Anfall von Schwermut hat sich gestern der 73jährige Arbeiter G. in seiner Wohnung in der Grünauerstraße erhängt. — Aus noch unbekannten Gründen stürzte sich der 62jährige Rentner E. aus dem dritten Stockwerk seiner in Hause Urbanstraße 36 gelegenen Wohnung auf den Hof herab. — Spaziergänger machten gestern in einem Gehölz bei Pichelswerder eine grausige Entdeckung. An einem Baum sahen sie die Leiche eines jungen Mannes hängen. Das Motiv zu dem Verzweiflungsschritt ist nicht bekannt. — Die 25jährige Frau A. aus der Stolpeschen Straße und der Schneider P. aus der Eldenaer Straße wurden in ihren Wohnungen, durch Gas vergiftet, tot aufgefunden. In beiden Fällen soll wirtschaftliche Not der Grund zur Tat sein." Nur einmal wurde über den tödlichen Fenstersprung einer Frau berichtet: „Motiv des Selbstmordes war Lebensüberdruß". Das klingt eindeutig, unzweifelhaft und so, als ob man den Stein der Weisen gefunden hätte. Denn was sollte wohl einen Menschen bewegen, seinem Leben ein Ende zu machen, wenn nicht Lebensüberdruß? Und trotzdem, so paradox es auch scheint: nicht aus Ueberdruß am Leben, sondern aus . . . Liebe zum Leben töten sich die meisten. Das Leben an sich ist schön — aber man kommt gar nicht dazu. Der eine hat keine Arbeit, dem anderen ist die Frau davongelaufen, der dritte ist unheilbar krank: weil man sie nicht wirklich leben läßt, resignieren sie. Sie verzweifeln nicht am Leben, sondern an dem, was sie am Leben hindert. Diese Hindernisse liegen in der sozialen Struktur, im Wirtschaftlichen, in der Gesellmaschinerie, in der Konstitution des Einzelnen. Und das Naturgegebene ist, zu versuchen, die Hindernisse des Lebens zu beseitigen, und nicht das Leben selbst.

Beratungsstellen packen das Uebel nicht an der Wurzel, sie kleben nur ein Heftpflaster auf die Wunde. Nützlich wäre vielleicht eine Beratungsstelle für verzweifelte Völker. Allerdings dürfte auch da weder mit geistlichem noch mit weltlichem Trost allein Genüge geschehen, aber ein vernünftiges Sicheinfühlen in die Lage des anderen könnte doch fruchtbar sein. Und außerdem sollte man bedenken, daß nur ein verzweifeltes und selbstmörderisches Volk aus Verzweifelten und Selbstmördern besteht.

H. E.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

24 (Nachdruck verboten).

Die Arbeit im Theater hatte Eldrid aufgegeben, die große Rolle forderte ihre ganze Zeit und die Konzentration aller ihrer Kräfte. Auch das Theater wollte an ihrem Erfolg teilhaben und bot ihr einen neuen Vertrag, eine große Rolle. Aber Eldrid lehnte ab. Ihre Zukunft war nicht das Theater, weil die Zukunft nicht mehr dem Theater gehörte. Die paar Jahre noch, die der Sprechfilm der Bühne gewährte, waren es nicht wert, sich zu zersplittern, die Tage zu zerreißen und nach der mühevollen Arbeit im Atelier auf der Bühne das nervenaufreibende Spiel mit sich selbst fortsetzen.

An ihrer Lebensweise hatte sich sonst nichts geändert. Sie hatte eine größere Wohnung mit Badezimmer und Telephon; das hatte sie sich als kleine Schauspielerin früher nicht leisten können. Aber diese Wohnung war bescheiden und lag abseits, in einem ruhigen Viertel. Die angebotenen Luxuswohnungen am Kurfürstendamm schlug sie ab, obgleich man ihr die Miete und die Einrichtung kreditieren wollte. Die großen Gemächer in den vornehmen Villen machten zu schnell satt und behäbig, sie raubten die Spannkraft, den Ehrgeiz, sie waren kein Boden, auf dem Ideale gediehen. Im dritten Stockwerke eines einfachen Mietshauses in einer Seitengasse arbeitete man eifriger an sich selbst, weil noch weniger erreicht schien und noch mehr vor einem lag.

Ulfar war oft bei ihr, schrieb bei ihr, hätte bei ihr wohnen sollen, wäre er nicht zu stolz dazu gewesen, hätte er nicht den Verdacht gescheut, von einer Geliebten ausgehalten zu werden. Er hatte immer noch die kleine Bude aus seiner Studentenzeit, sie war heute mit Büchern angeräumt wie früher, sie war heute im Winter so kalt und unfreundlich, im Sommer so stickig wie früher. In dieser Bude hatte Eldrid oft gesessen, und deshalb wollte er sie nicht gern aufgeben. Mochte der Weg durch die Stadt, die Zerrissenheit seines Tages ihm auch Zeit rauben, die Stunde, in der er in seiner Kammer mit der Eldrid von einst allein sein konnte, galt mehr. Begann doch die Eldrid, die er besuchte, sich langsam, kaum merklich, unbewußt, von der Eldrid, die in seiner Stube gewesen, zu entfernen. Brach doch eine Kluft auf zwischen ihr und dem Bild, das noch von früher in ihm lebte. Da war es gut, jenes Bild zu bewahren, um nicht mit hinüberzugleiten in ein anderes Sein.

In der mühevollen, aufreibenden Arbeit vieler Tage wurde der Film fertig. Prager setzte ihn sorgfältig zusammen, schnitt die Szenen wieder und wieder um, bis er ihnen die knappste, zwingendste Gestalt gegeben hatte. Ulfar versuchte noch, manche Dialogstelle, die auf Livinskis Betreiben banal gefaßt worden war, zu entfernen — vergebens, Livinski rief Mandelberg zu Hilfe, und die Plattheit blieb stehen.

Während Prager und Ulfar den Film zusammenstellten, bereitete der Pressechef der Mandelberg A.-G. die Reklame vor. Er war glücklich, es einmal mit einer ernstzunehmenden Arbeit zu tun zu haben und nicht nur über einen von Wandermanns Dutzendfilmen die vielgebrauchten Dutzendlobsprüche dichten zu müssen. In den Aussendungen an die Presse und in Ankündigungsstreifen bezeichnete er den Film als ein künstlerisches Werk, als einen Film, der sich über das Niveau der Unterhaltungsmache erhob. Mandelberg sah diese Aussendungen und ließ den Pressechef kommen. Er hatte den jungen Mann einst auf Empfehlung eines seiner Aktionäre engagiert und war nie von ihm begeistert gewesen. Nun putzte er ihn wie einen Schuljungen herunter. Da stecke man Unsummen in einen Film, riskiere sein ganzes Vermögen, treibe von weißgottwoher Geld auf, um sich dann durch protzige Behauptungen eines versnobten Literaten das Publikum vertreiben und den Erfolg, das Geschäft, gefährden zu lassen. Künstlerisch, darunter verstehe das Publikum langweilig, und überhaupt, ob der Pressechef dazu bestellt sei, Filme in Klassen einzuteilen, oder ob es nicht eher seine Aufgabe sei, für die Filme der Firma eine möglichst wirksame Propaganda zu entfalten? Der Pressechef ließ diese Rede über sich ergehen, wie ein heimatloser Hund der Landstraße einen Wolkenbruch, strich, den Zorn verbeißend, still und geduldig, denn er hatte einen alten Vater zu erhalten, das Wort „künstlerisch" durch und begann aus „Sensation", „Monumental", „Ueberdimensional", „Pracht und Prunk" und einigen Nochniedagewesenheiten ein Wortmonstrum zu koppeln, das zu dem Film zwar nicht die geringste innere Beziehung hatte, aber Mandelberg sehr zu befriedigen schien. Es entlockte ihm sogar ein paar versöhnliche Worte, er klopfte dem Pressechef mit Gönnermiene auf die Schulter, der junge Mann sei für seinen Beruf gar nicht so unbegabt, er solle sich nur nicht so ungeschickt anstellen, dann ginge es schon. . .

Die Premiere des Films vereinigte in einem großen Luxuskino einen Teil der Schauspielerschaft, alle am Film interessierten Literaten und auch einen Teil der Filmbranche. Diese hoffte im geheimen auf einen Durchfall, erstens einen Durchfall des Films, der doch vom alten Schimmel abwich und mit unnötigem, ja verderblichem Ehrgeiz gedreht sein sollte, und zweitens auf den Durchfall einer Schauspielerin, die sich eingedrängt und, ohne den vorgezeichneten Weg durch die Schlafzimmer der Direktoren und Regisseure gegangen zu sein, so schnell eine große Rolle und ansehnliche Berühmtheit erlangt hatte. Die Filmbranche aber wurde enttäuscht, der Film gefiel. Er hätte beweisen können, daß das Publikum nicht so konservativ war, wie die Schundfilmproduzenten es immer haben wollten; er bewies es nicht, da man den Erfolg nicht dem Sujet, sondern einzig und allein Eldrid Alera zuschrieb. Er war, selbst an den größten Erfolgen des Berliner Westens gemessen, ungewöhnlich, und noch mehr: er war ehrlich. Die hunderte Menschen, die Eldrid applaudierten, mitten im Film, sie am Schluß immer wieder vor die Rampe riefen, waren nicht mit Freikarten bestochen, waren nicht von vornherein zur Begeisterung entschlossen. Eldrid fühlte das, sie hatte auf den Brettern gelernt, Beifall von Beifall zu unterscheiden. Nun war das große dunkle Tier mit den tausend Händen und Augen kein Feind mehr, nun war es gebändigt und gehorchte. Man mußte es nur im Zügel halten; es riß sich gern los.

Der nächste Tag brachte ihr Blumenberge, überfreundliche Gratulationen neidischer Kolleginnen, auch einige aufrichtige Glückwünsche, einen Brief von Ulfar — einen Brief statt lebendiger Worte —, ein Dutzend Engagementsanträge und das Schreiben des Vertreters einer amerikanischen Firma, auch Hollywood werde Kenntnis von ihr nehmen und sie vielleicht, vielleicht mit einem Dollarscheck rufen. Eldrid ging durch die Blumen, sie freuten sie nicht, denn nicht eine war von Ulfar. Sie zerriß die Briefe, denn ihre Kouverts waren wie das Ulfars. Es war doch ihr gemeinsamer Erfolg — warum wich er ihr aus? Weil ihr Anteil um ein geringes größer, weil ihr Name öfter genannt wurde als seiner? Sie wollte ihm schreiben und schrieb ihm nicht. Sie suchte in den Kritiken das Urteil über seinen Stoff, sie fand nur ein paar Worte. Nicht mehr war über ihn gesagt als über den Architekten und Photographen. Es war Sache journalistischer Anständigkeit, ihn nicht totzuschweigen; das Lob aber nahm sie ganz allein in Anspruch. Auch Prager war genannt, seine Regie war als sauber bezeichnet, man las von gewohnter Sorgfalt und Umsicht, aber man las nichts Wesentliches, leidenschaftlich Anerkennendes oder Ablehnendes, man fühlte nicht den Schlag eines warmen Herzens hinter den Worten. Begann ihr Weg sich hier von dem Ulfars zu trennen? Trugen ihre Flügel höher als die seinen? Es war doch ihr Spiel, das siegte. Wer konnte sagen, ob Ulfars Film mit einer andren Hauptdarstellerin nicht durchgefallen wäre?

(Fortf. folgt.)